

In alter Freundschaft

DEMOGRAFIE Die Babyboomer werden alt – und werden wohl anders leben als die Generationen vor ihnen. Viele haben keine Angehörigen, die sich eines Tages kümmern könnten, ihre Freunde werden ähnlich hilfsbedürftig sein, Pflegekräfte rar. Das letzte Drittel des Lebens aber muss neu gedacht werden, mithilfe von Soziologie, Psychologie, Altersforschung und Politik.

Johannes Thönneßen wusste schon mit Mitte fünfzig, wie sein Dasein im Alter auf keinen Fall aussehen sollte. Er wollte, so erzählt er es, nicht allein in seinem großen Haus sitzen, seine Kinder sollten ihn nicht nur aus Pflichtgefühl besuchen kommen, und wenn ihm einst die Kräfte schwänden, wollte er nicht ins Heim.

Und so begann Thönneßen, Psychologe und Unternehmensberater, vor knapp zehn Jahren, seinen Traum vom glücklichen Altern umzusetzen. Mit ein paar Gleichgesinnten plante er in einer Genossenschaft den Bau eines Mehrgenerationenhauses im nordrhein-westfälischen Dormagen. 2018 zogen sie ein.

Jetzt sitzt Thönneßen, 65, mit seiner Lebensgefährtin Edda Steiger, 59, Steuerberaterin, am Esstisch seiner offenen Küche in Wohnung 7 im Erdgeschoss des »Nawodo«, das steht für »Nachbarschaftliches Wohnen Dormagen«. Er sagt: »Ich lebe hier genauso, wie ich es mir gewünscht habe.« Er habe schon immer mit Freunden zusammenwohnen wollen im Alter, aber das Projekt gehe weit über das hinaus, was er sich anfangs erhofft habe.

Thönneßen freut sich über das zwanglose Miteinander der Generationen, den großen Garten und die vielen Kinder, die etwa am letzten Schultag durch die Anlage stromern und ein paar Nachbarn ihre Zeugnisse zeigen. »So ist man ein bisschen Opa, ohne Opa zu sein«, findet er.

Das Haus am Latourgarten 1 hat 23 Wohneinheiten, alle sind belegt, die Bewohnerschaft ist zwischen einem und knapp 90 Jahren alt. Am Rand eines Neubaugebiets sticht das Bauwerk mit seinen bunten Briefkästen, den an die Fassade gelehnten Kinderrädern, den vielen tönernen Pflanzentöpfen ins Auge. Die umlaufenden Balkone sind nicht voneinander abgetrennt, das erleichtert gegenseitige Besuche. Am Anfang, erzählt

Thönneßen, hätten manchmal Nachbarn aus dem Viertel gefragt: »Seid ihr die von der Sekte?«

Nicht nur seine Art zu wohnen unterscheidet Thönneßen von den meisten Menschen seiner Generation. Vor allem hat er sich schon beizeiten mit der Frage beschäftigt, wie sein Leben im Alter aussehen soll.

Die Mehrheit der sogenannten Babyboomer, jener Bevölkerungsgruppe, die zwischen der Mitte der Fünfziger- und dem Ende der Sechzigerjahre geboren wurde, scheint den Herausforderungen des Lebensabends eher nach dem Motto »Kommt Zeit, kommt Rat« entgegenzualtern.

Mehr als die Hälfte der Boomer lebt in Eigenheim oder Eigentumswohnung. Ein Drittel, das sind rund 6 Millionen Menschen, allein.

Wenn sie dort eines Tages Hilfe brauchen oder einen Platz im Heim, dürfte es eng werden mit den Fachkräften. Bis 2035 könnten laut Institut der Deutschen Wirtschaft die Zahl der Menschen, die auf Pflegeleistungen angewiesen sind, auf mehr als 4 Millionen steigen – das hieße, dass bis zu 150 000 zusätzliche Altenpflegerinnen und -pfleger gebraucht würden.

Die Boomer-Generation laufe »blind in die Pflegekatastrophe«, mahnen die Autoren um den deutschen Soziologen Thomas Druyen von der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien in ihrer »PflegeStudie22«. Knapp 80 Prozent der 1063 dafür befragten Bundesbürgerinnen und -bürger im Alter von 54 bis 68 Jahren gaben an, keine konkreten Pläne für den Fall zu haben, dass sie später Hilfe im Alltag benötigen.

Die Wird-schon-werden-Haltung entspricht der Lebenserfahrung einer Generation: »Die historisch begünstigten Lebensbedingungen der Babyboomer waren options- und variantenreich«, heißt es im Presstext zur Umfrage – daher stelle sich die Frage,

»wie diese Generation mit einer vermeintlich ausgewogenen Perspektive umgeht: der eigenen Pflege- oder Hilfsbedürftigkeit«.

Auch wenn sie keine Pflege brauchen, müssen die Boomer auf andere soziale Beziehungen bauen als ihre Vorfahren. Die traditionelle Familie hat an Bedeutung verloren, viele Ehen werden geschieden, die Kinder, wenn es welche gibt, führen oft weit entfernt von den Eltern ihr eigenes Leben.

Diese Abwanderung hat Oliver Huxhold, Psychologe am Deutschen Zentrum für Altersfragen in Berlin, in nüchternen Zahlen gefasst: 1996 lebten noch etwa 38 Prozent der erwachsenen Nachkommen in der Nachbarschaft oder am Wohnort, 2014 waren es nur noch rund 26 Prozent. Und: Je höher der Bildungsstand der Eltern, desto unwahrscheinlicher ist es, dass die Kinder in ihrer Nähe bleiben.

Das muss nicht heißen, dass diese Eltern sich einsamer fühlen als frühere Generationen. Die Qualität der Familienbande, so Psychologe Huxhold, sinke nicht allein durch den räumlichen Abstand, der zwischen den Verwandten liegt. Zumal ein Mangel an persönlichen Begegnungen durch technische Möglichkeiten ausgeglichen werden könne – die Familienchatgruppe auf dem Smartphone zum Beispiel.

Und wer heute in Rente geht, ist oft fitter als Ruheständler aus früheren Generationen, die Lebenserwartung steigt. An die Stelle konventioneller familiärer Bande rücken zudem Freunde und Bekannte. Solche Beziehungen, sagt der Kasseler Soziologe Janosch Schobin, können – weil selbst gewählt – sogar von höherer Qualität sein als die zu Verwandten.

»In unseren Befragungen geben immer mehr Menschen an, dass sie auch nicht verwandte Personen, also Freunde, zu ihren engsten und wich-

**5,9
Millionen**

**der über
65-Jährigen
wohnen
allein, das ist
jeder Dritte.**

**Mehr als
50
Prozent**

**der Babyboomer
leben
im Eigentum.**

Quellen: Destatis, Körber-Stiftung